

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. Raumann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678 — 10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. E. Jäkel, Milwaukee, Wis.

22. Jahrg. No. 14.

Milwaukee, Wis., den 15. März 1887.

Lauf. No. 550.

Inhalt. — Der Tag zu Schmalkalden. — Schlecht und recht, das behüte mich. — Zur Arbeiterfrage. — Bericht der Emigrantmission von Baltimore, Md., für das Jahr 1886. — Ein Krankenbesuch auf der Reise. — Kürzere Nachrichten. — Büchertisch. — Quittungen. —

Der Tag zu Schmalkalden.

(Von P. C. Hempfing.)

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Dr. Held und der päpstliche Legat.

Am 15. Februar, Donnerstag nach Ostmichi, erschien der kaiserliche Bizekanzler, Dr. Matthias Held vor dem Konvent, demselben kaiserliche Botschaft zu überbringen. Nachdem einige andere Punkte erledigt worden, legte derselbe im Namen Kaiserlicher Majestät den Bundesverwandten dringend ans Herz, wegen des Konzilii, auf dessen Berufung der Kaiser den höchsten Fleiß angewendet, keine Weigerung noch Hinderung zu machen. In zwei Sitzungen, Samstag den 24. und Mittwoch den 28. Februar ward ihm der Beschluß der protestirenden Stände mitgetheilt und derselbe ausführlich begründet. Sie wiesen darauf hin, daß mit Sr. Majestät gnädigen und christlichen Meinungen die Absichten des Papstes gar nicht übereinstimmten; derselbe habe längst öffentlich wider sie Partei genommen, ließe die Anhänger ihrer Konfession tödten, ächten, verjagen und billige es, so andere dies thäten; so könnten sie auch ihrerseits sich mit dem Papste nicht einlassen. Zudem sei Mantua zur Malstatt ein unbequemer und nicht sicherer Ort; auch sei es wider die Reichstagsbeschlüsse, das Konzil in Italien zu halten. Zu ihrer Erklärung fügten sie die Bitte an den Kaiser hinzu, ein wahrhaftig, recht, gemein christlich Konzilium in deutscher Nation vorzunehmen und zu fördern. Wollte dies der Papst verhindern, so wollten sie entschuldigt sein und ihn nebst seinem Anhang lassen die Schuld tragen.

Die abschlägliche Antwort erzürnte den Bizekanzler höchlich; er schmähte, schalt, drohete, — selbst mit der Reichsacht — allein die Lutherischen ließen sich nicht einschüchtern. Er mußte unverrichteter Sache nach Hause reisen.

Daselbe widerfuhr nun auch, wie ganz selbstverständlich, dem päpstlichen Legaten, Petrus Vorfius, Bischof von Acqui (Aix im südlichen Frankreich), welcher unter freiem Geleit, das ihm auf sein Ersuchen Johann Friedrich gestellt, am 24. Februar mit 21 Pferden in Schmalkalden einzog. Anders wie die

Großen unserer Zeit verfahren aber unsere Väter gegen den Abgesandten des Antichrists. Am 25. Februar erschien er zur Audienz bei dem Kurfürsten von Sachsen. Nachdem er in schmeichelnden Worten von dem Zutrauen geredet, das der Papst in jenen setze, und von dem Nutzen, der aus der Beilegung der Kirchenspaltung zu hoffen sei, übergab er dem Kurfürsten zwei Schreiben des Papstes. Johann Friedrich legte jedoch dieselben ohne sie zu öffnen auf den Tisch und verließ mit der Bemerkung, daß er über die zu ertheilende Antwort mit seinen Räten erst sprechen müsse, das Zimmer. Statt seiner erschienen nach einer Weile die Räte vor dem Legaten und meldeten diesem: „Ihr Herr stehe soeben im Begriff auf das Rathhaus zu einer Konferenz mit seinen Bundesverwandten sich zu begeben; er möge daher die päpstlichen Schreiben wieder an sich nehmen, zumal dieselben nicht an den Kurfürsten allein, sondern an alle Bundesgenossen gehörten.“ Erzürnt entfernte sich der Delegat, ohne jedoch die Schreiben zurückzunehmen. Fünf Tage darauf ließen ihm die Verbündeten durch eine Deputation, wobei Franz Burkard, des Kurfürsten Bizekanzler, das Wort führte, eröffnen, daß sie auf dem Konzil in Mantua nicht erscheinen könnten; zugleich wurden ihm die päpstlichen Schreiben wieder zugestellt. Noch weniger Umstände als der höfliche Sachse machte mit ihm der Landgraf Philipp von Hessen; der nahm den Besuch, welchen der Legat ihm zugebracht, gar nicht an; „weil er Geschäfte habe“, ließ er ihm sagen. Worin diese „Geschäfte“ bestanden, davon konnte sich jener alsbald durch eigenen Augenschein überzeugen; noch in derselben Stunde machte nämlich der Landgraf dem schwer erkrankten Luther einen Besuch, und sein Weg führte ihn unmittelbar unter den Fenstern des Legaten vorbei.

Viertes Kapitel.

Verhandlungen der Theologen.

Wir verlassen einstweilen das Berathungszimmer der Fürsten, um uns nach den Gottesgelehrten umzusehen, welche indes, meist in Luthers Wohnung, öfters aber auch im Gasthaus „zur Krone“ versammelt, ebenfalls höchst wichtige Versammlungen pflogen. Von den Gutachten, durch welche sie auf Wunsch ihrer Fürsten und Herren an den oben berichteten Händeln beratend Antheil genommen, ist schon die Rede gewesen. Daneben aber lag ihnen noch eine andere, weit wichtigere Aufgabe ob. Dieselbe bestand nicht allein darin, daß sie abwechselnd Tag für Tag in der Stadtkirche zu predigen hatten — man sieht, mit welcher Lust

und Liebe und mit welchem Eifer in jener Frühlingszeit der Kirche Gottes auch Fürsten und Herren beflissen waren, bei aller Wichtigkeit und Dringlichkeit ihrer weltlichen Geschäfte vor allem das theure Wort Gottes zu hören! — sondern auch in sehr ernsten und angelegentlichen Verhandlungen über die Lehre. Wie aus einem Briefe Melancthons an seinen Freund Ramerarius erhellt, so handelte es sich hierbei um zwei Punkte: einmal eine unter ihnen etwa noch immer vorhandene Lehrdifferenz hinsichtlich des heiligen Abendmahls auszugleichen, sodann um die Frage, wie weit man dem Papste und den Bischöfen um des Friedens willen mit gutem Gewissen nachgeben könne. Zur Grundlage dieser Besprechungen aber sollten eben die von Luther aufgesetzten Artikel dienen.

Was den ersteren Punkt betraf, so war es nämlich zwischen Luther und den Oberländern, den Gemeinden in Straßburg, Ulm, Eßlingen, Augsburg, Memmingen, Frankfurt u., welche Anfangs der zwinglischen Lehre gehuldigt, im Jahre zuvor, auf einer in Wittenberg stattgefundenen Zusammenkunft oberländischer und sächsischer Theologen durch Gottes Gnade zu einer Union in der Wahrheit — der sogenannten „Wittenberger Konkordia“ — gekommen, wobei jene, die Prediger Martin Bucer und Wolfgang Kapito von Straßburg, Christophenes und Musculus von Augsburg, Martin Frecht von Ulm u. a. ihre bisherigen Irrtümer widerrufen und eine Eintrachtsformel unterzeichnet hatten, in welcher sie sich entschieden zu der Schriftlehre vom heiligen Abendmahl, wie sie Luther je und je gelehrt, bekanteten. Auf dem Konvent zu Schmalkalden hatten sie nun Gelegenheit, die Aufrichtigkeit ihres damaligen Bekenntnisses zu erhärten. Es ward die Augsburger Confession durchgenommen, besonders die Lehre vom heiligen Abendmahl besprochen; da erklärte u. a. Martin Bucer sich so klar und bestimmt über die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi im Sakrament, daß er alle Anwesende befriedigte. Etwas weniger deutlich sprach sich zwar ein anderer Oberländer, der Prediger Ambrosius Blaurer zu Roßnitz, aus, doch nahm er die Zurechtweisung Osianders nicht übel auf; und so konnte man abermals nur mit Dank gegen Gott für die geschenkte Glaubenseinigkeit auseinander gehen. Die oberländischen Städte, das zeigte auch die Folge je mehr und mehr, waren wirklich, nicht bloß zum Scheine, lutherisch geworden.

Hinsichtlich des andern Punktes, inwieweit man dem Papste und den Bischöfen um des Friedens willen weichen sollte, zeigte sich zwischen Melancthon und den übrigen Theologen eine gewisse Differenz. Jener

hatte nämlich die von Luther aufgesetzten Artikel — wohl schon zu Wittenberg, wie aus mehreren Umständen wahrscheinlich wird — mit folgendem Zusatz unterschrieben: „Ich, Philippus Melanchthon, halt diese obgestellten Artikel auch für recht und christlich. Vom Papste aber halt ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, die schon unter ihm sind oder künftig sein werden, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst schon hat, jure humano (d. i. nach menschlichem Recht) zuzulassen sei.“ Dieser von Melanchthon vertretenen Ansicht hatte jedoch schon der Kurfürst (in jenem oben erwähnten Antwortschreiben) aufs bestimmteste widersprochen; auch in Schmalkalden kam dieselbe wieder zur Verhandlung. Die Differenz betraf jedoch, wie der Wortlaut des Satzes zeigt, und wie Melanchthon selbst bald Gelegenheit bekam, durch ein eigenes Bekenntnis zu bezeugen, nicht die Lehre; gleich Luther der vollen Ueberzeugung, daß der Papst nach göttlichem Recht nimmermehr ein Oberhaupt der christlichen Kirche sei, will er demselben nur das praktische Zugeständnis machen, sein Kirchenregiment immerhin, doch nur als nach menschlichem Recht bestehend, weiterzuführen — dazu scheint dieses Zugeständnis an eine Bedingung geknüpft, deren Verwirklichung, wenn auch von Melanchthon in unbegreiflicher Gutmütigkeit gehofft, dennoch ganz und gar außer allem Bereich der Wahrscheinlichkeit lag. Sehr treffend hat zu jenen Worten, „wenn der Papst das Evangelium zuließe“, ein späterer Theologe — Lukas Ostan-der († 1604) — bemerkt: „das heißt, wenn der Teufel ein Apostel würde. Denn wenn der Papst das Evangelium zuließe, wäre er schon nicht mehr Papst und würde sich nicht mehr über die andern Bischöfe erheben, sondern auf Christi Stimme hören, der da spricht: Ihr aber nicht also 2c. Luk. 22, 26.“ Thatsächlich war also die Klausel, welche Melanchthon seiner Unterschrift zugefügt, völlig bedeutungslos. Darum kam es zwar auf dem Schmalkalder Konvent zwischen Melanchthon und den übrigen Theologen, welche seine Hoffnungen so wenig wie der Kurfürst theilten, zu etwas scharfem Disput; aber die Eintigkeit im Bekenntnis war damit durchaus nicht gestört. Zudem mußten alle Bedenken schwinden, als bald darauf die Theologen von dem Traktate Einsicht bekamen, welcher, noch in Schmalkalden, auf Wunsch des Kurfürsten von Melanchthon verfaßt, gerade über den vorliegenden Artikel — vom Papsttum — eine noch genauere Erklärung nebst ausführlicher Begründung enthielt. In diesem Traktat, welcher später mit symbolischer Geltung den Schmalkaldischen Artikeln, als Anhang derselben, hinzugefügt ward, hat Melanchthon nicht nur ebenfalls den Papst aufs ausdrücklichsste als den „rechten Antichrist“ auf Grund von 2. Thess. 2 erwiesen (vgl. M. 339, 57.; 336, 39. 41), sondern auch ganz entschieden betont, daß man „vom Papst und seinen Gliedern oder Anhang als von des Antichrists Reich weichen und es verfluchen müsse“ (M. 336, 41). Mit diesem Bekenntnis hatte er jenen Satz eigentlich aufgehoben.

Was diese zuletztgenannte Arbeit Melanchthons übrigens für alle Zeiten so werthvoll macht, das ist die darin so nachdrücklich betonte und ausführlich begründete Lehre von der Gleichberechtigung aller einzelnen christlichen Ortsgemeinden und ihrer Prediger, wie dieselbe sich u. a. aus dem, auf dem allgemeinen geistlichen Priestertum beruhenden Besitz der Schlüsselgewalt seitens aller einzelnen Christen ergibt. Kein Wunder daher, wenn auch dieser Traktat gleich den Schmalkal-

dischen Artikeln, ein rechtes „Noli me tangere“*) für romanisirende Theologen, denselben wie ein häßlicher Stein im Wege liegt, den sie mit allen Kräften und mit Anwendung der verschiedensten Kunstgriffe (wie z. B. durch Leugnung seiner symbolischen Geltung u. s. w.) versuchen möchten hinwegzuschieben. Aber der Stein wird wohl liegen bleiben, — mögen sie immerhin nur weidlich darüber stolpern und fallen!

Den protestirenden Ständen war die kleine Schrift besonders darum höchst wichtig, weil die eingehende Begründung, welche ihre Stellung zum Papste durch dieselbe erhielt, ihre Weigerung, das Konzil zu beschicken, aufs kräftigste unterstützte. Ausdrücklich bezogen sie sich deshalb darauf im Abschiede des Konvents. Daß die Theologen der Abhandlung zustimmten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Wie die von Luther gestellten Artikel, so unterschrieben sie auch den von Melanchthon verfaßten Traktat; als letzteres geschah, kamen sie überein, diese Unterschrift auch auf die Augsburger Konfession, welche zu Augsburg nur von den Ständen war unterzeichnet und übergeben worden, und auf deren Apologie auszudehnen, und alle Anwesende, auch die Oberländer, bekannnten, daß sie diesen Schriften gemäß glauben und in ihren Kirchen lehren wollten. Solches geschah am Tage Matthäi, Sonnabend den 24. Februar.

Am demselben Tage setzten die Theologen auch eine Bittschrift an die versammelten Stände auf, worin sie letztere ersuchten, darüber Verordnung zu treffen, daß seitens der Obrigkeiten und Privatpersonen Kirchen- und Klostergüter nicht fürder mehr, wie es hie und da vorgekommen, zu fremden, oft selbstsüchtigen Zwecken, sondern ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß zu „Erhaltung der Religion“, zur „Bestellung von Kirchen und Schulen“ und Aufbesserung der Hospitäler verwendet würden. Dem Ersuchen schenkten die Stände bereitwillig Gehör; im Abschiede des Konvents gedachten sie auch dieser Schrift und sprachen in ausführlicher und ganz bestimmter Weise ihren Entschluß aus, derselben gemäß zu verfahren.

(Schluß folgt.)

Schlecht und recht, das behüte mich.

Eine einfache Geschichte aus einer kleinen Stadt
von
Friedrich Traugott.

Für das „Gemeindeblatt“ bearbeitet.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Kage erkor sich jetzt eine Obstbörre zum Aufenthalt. Er schlug die Stäbe darin entzwei, und machte sich mit schnell gestohlenem Stroh im innersten Theile ein Lager. Den Riegel richtete er so ein, daß er ihn von innen schieben konnte. Neben dieser Obstbörre stand ein Wirthshaus, in welchem die rohesten Gesellen einkehrten. Hier hörte er denn, wie ausgeschellt wurde, daß derjenige, der den Aufenthalt des ausgebrochenen Diebes Johannes Meier, genannt die Kage, so angebe, daß derselbe gegriffen werde, der solle vierhundert Gulden Belohnung erhalten, unter Verschweigung seines Na-

*) d. i. Miß mich nicht an!

mens. Am Abend hörte er mit zu, wie die zechende Gesellschaft sich über ihn unterhielt, und wie jeder sagte, es wäre ihm recht, wenn er dieses Geld verdienen könne. Nach seinem armen Weibe und deren beiden Kindern sah er nicht; aber er brach in ein Haus und stahl da zwei Schinken, mehrere Würste und mehrere Laibe Brod. Hier und da hörte man von Einbrüchen. Man rebete davon, er hörte es, daß man ihn als den Thäter vermuthete, aber er blieb, und behorchte die Gespräche im Wirthshaus. Da erfuhr er denn, daß ein reicher Bauer einen großen Geldgewinn gemacht habe. Als nun Schnee fiel und er fürchtete, entdeckt zu werden, verließ er die Obstbörre und wandte sich nun nach dem Wohnorte des reichen Bauern. Er sah sich die Gelegenheit an, und fand, daß des Mannes Wohnstube neben der Scheune lag. Er besuchte den Mann, kaufte ihm zwei Schweine ab, machte eine Anzahlung von zwei Gulden, trank dann mit ihm Weinkauf, und sah, wie dieser das Geld in eine Commode legte; auch sah er, daß die Familie in einem Nebenzimmer schlief. Die Schweine holte er nimmer; aber er ging des Nachts in die Scheune, rupfte sich an der Wand her eine Höhle in dem Heustock, und breitete das herausgezogene Heu oben auf den Stock. So arbeitete er vierzehn Nächte, Brod und Fleisch erwarb er sich durch Einbrüche; dann schabte er ein Gefach halb durch. Wenn er so arbeitete, so sagte der Bauer: Die Mäuse sind doch sehr emsig in diesem Winter. Als er den Lehm entfernt und die Fachgerten bloßgelegt, bohrte er mit einem Federmesser ein kleines Löchchen durch das Gefach, und beobachtete die Familie Tag und Nacht. Schlafen durfte er da nicht, damit er nicht schnarche; er stand furchtbar aus bei diesem Wachen. Eines Sonntags Nachmittags waren alle Knechte und Mägde fort, auch die Kinder waren ausgegangen; da sagte die Frau zu ihrem Manne, sie könnten sich doch auch ein Plaisir machen; er solle einen der Kronenthaler mitnehmen, sie wollten in die Stadt. Gesagt, gethan. Sie gingen. Die Stube war leer. Nach zehn Minuten lag das Gefach in der Stube; die Kage brach die Commode auf, stahl einen Sack, und that alles Geld und alles Silber, das er fand, in den Sack, hing denselben auf den Rücken, und ging bei hellem Tag mitten durch das Dorf, fort auf die Landstraße. Von da sprang er in den Wald, und wanderte nun nach einer Stadt; da fand er einen Tröbler, der ihm schöne neue Kleider und eine Geldgurte lieferte. Er handelte aber so genau, und wußte sich so zu verstellen, daß der Tröbler nicht merkte, daß er hier einen flüchtigen Dieb vor sich habe. Die Tröbler haben sonst hierin einen scharfen Blick. Von da wanderte er als Metzger weiter, erstand sogar einen Hund, den er mitnahm, und wandte sich in ein Dorf, wo ein ihm bekannter Schriftfälscher wohnte, der soeben aus dem Gefängnis entlassen war. Im Wirthshaus bestellte er sein eigenes Zimmer, und beredete mit dem Schriftfälscher, daß dieser zwei Pässe mache, und versprach, ihn dafür nach Amerika mitzunehmen, und ihm dort zweihundert Gulden zu geben. Als dieser Schriftfälscher aber Abends zehn Uhr mit dem nöthigen Papier und Tinte kam ließ ihn der Wirth nicht in das Haus. Voll Schrecken hörte das der Dieb mit an, und gedachte am folgenden Tage mit seinem Helfer in einem anderen Orte einzukehren; aber dieser besann sich anders, lief an das Amt, und zeigte an, er habe die

Ratze, und wolle den Spitzbuben ausliefern. Es wurde ihm Mannschafft mitgegeben, und so der Dieb wieder gefangen. Das Geld hatte er in den Abtritt geworfen, als er alle Ausgänge aus dem Haus besetzt gefunden hatte.

Der rothe Märten hatte einen anderen Plan entworfen; er ging zu dem Lämmche, als es dunkel war, nachdem er sich im Walde in einem noch unentdeckten Schlupfwinkel mit starker Eichenlohe, die er sich kochte, braun gefärbt, sein rothes Haar abgehoren und eine Perrücke angeschafft hatte. Er hatte sich schon lange vor der Gefangennahme vorsichtig etwas Geld vergraben, das er zu diesem Ankauf verwendete. Selbst Lämmche kannte ihn nicht, als er so verkleidet zu ihm kam. Er forderte von diesem vierhundert Gulden zur Auswanderung. Der Bucherer behauptete, er habe kein Geld; er bot fünfzig Gulden, dann hundert; aber Märten drohte, ihn anzuzeigen, wenn er nicht vierhundert zahle. Da versprach er, morgen Abend vierhundert Gulden zusammen zu machen, und diese in der Höhle an der alten Stadtmauer auszuzahlen. Aber das konnte er doch nicht über das Herz bringen. Er hatte alle Felle fortgeschafft und nur in dem steinernen Schrank waren noch gestohlene Sachen. Er traute auch dem Märten nicht und zeigte deshalb bei Amtmann Eisen an, der Märten habe ihm gedroht, sein Haus anzustechen, wenn er nicht vierhundert Gulden zahle; er wolle aber lieber den Märten ausliefern und den Lohn dafür verdienen. Der Märten habe freilich Pistolen bei sich, und sei schwer zu fangen; er wolle ihm deshalb das Geld geben und dann könnten die Gensdarmen ihn greifen. Er rechnete dabei, daß er nunmehr als ehrlicher Mann erscheinen werde. Der Amtmann schrieb alles nieder. Am Abend befahl er dem Fests, sich die beiden Gensdarmen und einige starke Leute zu bestellen; mit diesen schlich er zu der Höhle, nachdem Lämmche mit einer Laterne hineingegangen war. Als der wieder heraus kam, wurde der Eingang besetzt, und der Märten zur Uebergabe aufgefordert. Der antwortete nicht. Vorsorglich war ein Strohhalm mitgebracht worden, den man an einem Seile zur Höhle brachte. Kaum war der Strohhalm davor, so erhielt er einen Schuß. Der Strohhalm fiel nieder, ward fortgezogen, und wieder vorgezündet, wieder fiel ein Schuß, und so ging es viermal, dann sprang Märten heraus. Der viermal erschossene Strohhalm that ihm nichts, wohl aber die handfesten Männer, die diesen geleitet.

Als er gefangen war, durchschaute er gleich des Fehlers Verrath, und gestand nun Alles. Er wußte von Ludwig von dem geheimen Gang und Gefach.

Es war natürlich von großer Wichtigkeit, die gestohlenen Gegenstände zu bekommen, und den Fehler der Diebsbande zu entlarven. Es war freilich zu besorgen, daß der rothe Märten den reichen Lämmche verleumde, es war aber auch sehr möglich, daß Märten die Wahrheit sagte. Da Märten behauptete, nur er allein von der ganzen Bande habe mit Lämmche verkehrt, so war gar kein Zeugenbeweis vorhanden. Dem Amtmann war es deshalb bedenklich, ob er eine Haussuchung vornehmen solle, oder nicht; denn ein bloßes Verhör des angeblichen Fehlers hätte diesen nur veranlassen können, alle Beweismittel gegen sich zu entfernen. Der Amtmann beschloß daher, seinem Gefühle zu folgen, und das sprach gegen Lämmche, für Mär-

tens Angabe. Er trat daher eines Morgens mit Fests, mit den Gensdarmen, mit allen Mitgliedern des Blutgerichtes, und mit mehreren Jungbürgern bei Lämmche ein und befahl, daß alle Bewohner des Hauses sich in der Wohnstube versammeln und dort bleiben sollten. Er ließ sie durch einen Gensdarmen und zwei Jungbürger streng bewachen. Dann durchsuchte er alle Stallungen und die Scheune. Von hier bewegte sich der Zug nach dem obersten Speicher. Der Herr Nordachai Lämmche that sehr demüthig und versicherte mit fester Stimme seine Unschuld. Das ganze Haus ward durchsucht. Auch der Keller, aber es fanden sich nur einige Wildprettselle, und diese waren, wie es ein Brief auswies, von einem Jagdbesitzer erkaufte. Da nichts gefunden wurde, so ward nun Lämmche kühn; er forderte Rechenschaft für die ihm widerfahrene Unbill, und drohte mit Beschwerden. Sein Geschäft sei gestört, der Name eines Ehrenmannes sei geschändet. Vor dem Hause stand eine Menge Volkes. Alle schwiegen. Zunächst bei der Thür standen die Brüder und Vettern des Beschuldigten, und beriethen sich, wie viel Caution sie stellen wollten; aber keiner durfte in das Haus. Der Amtmann forderte nun den Schlüssel zu dem Raume unter der Wohnstube. Der Lämmche sagte: „Da sind wir ja gewesen; wir waren ja eben im Keller.“ Er wußte anscheinend gar nichts von dem geheimen Behälter. Vergebens drängte und drohte der Amtmann. Es war nirgends eine Thür, geschweige ein Schlüssel zu finden. Der Amtmann aber maß die Höhe des Kellers bis zu dem Kellerloch nach der Straße zu, und da blieben bis zu dem Boden der Stube allerdings noch acht Fuß übrig; er sah also, daß noch ein Raum von wenigstens sechs Fuß Höhe zwischen dem Keller und der Wohnstube lag; er ließ deshalb alle Dielen in der Wohnstube und im Alkoven untersuchen; aber nirgends klang es hohl, nirgends war eine Oeffnung. Die Küchenwand war eine feste Mauer, und die ganze Küche war mit ausgetretenen Sandsteinen belegt. Er ließ die Betten aus dem Alkoven schaffen, aber auch unter diesen war keine Thüre, und die Wände waren sichtlich ohne geheimen Eingang. Da stand noch ein schwerer, eichener Schrank; den wollte er bei Seite schieben lassen, aber es ging nicht. Lämmche behauptete, der sei immer dagewesen, auch bei Bärbaß. Nun wurde der Meister Schmied gerufen, und der entdeckte in dem Boden des Schrankes ein bewegliches Brett; kaum war dies entfernt, so zeigten sich vier Stahlfedern. Der Schmied drückte auf eine der vordersten, da fuhr der Schrank wider die Wand, fiel aber wieder nieder; aber als er auf eine der hintersten Federn drückte, so hob sich diese Seite des Schrankes; er drückte auf die andere hintere Feder, auch da hob sich der Schrank, und stand nach vorne gebeugt. Die vorderen Federn stellten ihn wieder gerade, und nun stand der schwere Schrank auf vier Rollen und konnte leicht vorgeschoben werden. Unter demselben war eine Fallthüre, die in den gesuchten Raum führte; es war ein leerer, dunkler Raum. Ludwig Bärbaß hatte sich im Gefängnis erhängt, die alte Bärbaßin lag im Fieber und war irre, und deren Tochter, die Frau Julie Beher, wußte nichts zu sagen. Da begann der Schmied mit seiner Schläge an den Wänden zu pochen. Es klang an einer Stelle hohl. Nun schlug er zu, daß der Stein, der den geheimen Schrank schloß, in Stücke zerfuhr. Nun zeigten sich

eine Menge geraubter Gegenstände, Ringe, Silberfachen, Goldfachen, auch Gegenstände aus dem gestohlenen Koffer. Beher's Unschuld kam vollständig an das Tageslicht. Märten erkannte die Gegenstände als gestohlene, die er dem Lämmche verkauft. Lämmche wurde in das Gefängnis gebracht, und nun fanden sich durch seine Bücher und durch Zeugen auch noch kupferne Kessel und dergleichen, die er von Märten wohlfeil erstanden und theuer verborgt hatte. Allein zwanzig kupferne Kessel wurden auf diesem Wege wieder den rechtmäßigen Eigenthümern zugestellt. Märten hatte keinen dieser Diebstähle allein begangen; aber er behauptete gleichwohl, er habe alles allein gethan, oder er nannte den erschossenen Heinrich Meier als seinen Helfer. Keinen seiner sonstigen Genossen verrieth er, und obwohl der Amtmann sich viel Mühe gab, Andere zum Geständnis zu bringen, so gelang es nicht, es waren diese schon von Märten unterrichtet; denn dieser verkehrte mit den Dieben durch die Klopfsprache, in der er sie vorher unterrichtet hatte. Auch gestand er nur solche üble Thaten ein, durch welche er dem Lämmche Schaden konnte, und diesem schadete er gründlich.

Im Prozeß wurde die ganze Bande solidarisch in die Kosten und in den Schadenersatz verurtheilt, und so ging der ganze Reichthum des Fehlers wieder darauf; denn die Diebe hatten nichts. Ein großer Theil starb im Gefängnis. Konrad kam wieder heraus und starb sammt seiner Frau Julie im Hospital. Die alte Bärbaßin ward krank, bekam von ihren Verwandten und ehemaligen Bekannten Geschenke und verwendete diese meist zu Kaffee, Zuder und Branntwein, die sie an ihrem Todestage verzehrte. Der rothe Märten trieb sich als Bettler umher, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen worden war und seine Strafe überstanden hatte. Er rühmte sich, er sei jetzt ehrlich, und schwindelte doch, wo er konnte. Die Kasse aber entkam nochmals aus dem Gefängnis, ging nach Amerika, stahl dort wieder und ward endlich aufgehängt. Nach Weib und Kind fragte er nie.

Das war der Untergang der Gottlosen.

Wie ganz anders aber gestaltete es sich in der stillen Familie, welche durch diese Leute mittelbar und unmittelbar so schwer gelitten hatte! Der Segen Gottes war mit ihnen von dem Tage an, an dem Heinrichs Gebet Erhörung gefunden. Still freuten sich die Leute ihres Wohles. Anfangs wollte die Mutter allerlei Anschaffungen machen, als aber Wilhelm ihr bescheidenlich vorrechnete, was das Haus alles bedürfte, um wieder in den früheren Stand zu kommen, und wie dann, wenn sie das alles gleich anschafften, bald wieder die alte Armut da sein würde, so war sie zufrieden, daß zunächst nur die Lebensmittel aus den Einnahmen bestritten, dann aber erst das Geld für das erborgte Leder zusammengespart werden müsse. Und das gelang auch leicht; denn nach vier Wochen saßen wieder zwei Gesellen an dem Tische und fertigten die Bestellungen. Als die Herbstmesse kam, war nicht nur schon alles Leder bezahlt, sondern Wilhelm konnte auch auf die Messbestellung die Hälfte anzahlen. Und in der nächsten Messe kaufte er den ganzen Vorrath gegen baar. Er erhielt sogar Kunden in Frankfurt.

Mehr und mehr stieg der Leute Wohlstand; aber sie blieben einfach, gottesfürchtig und beschei-

den. Wilhelm fehlte es nicht an Gelegenheiten zu heirathen; aber er stattete erst seine beiden Schwestern aus, legte erst jedem der Kleinen eine gleiche Summe zurück, und dann erst gründete er seinen Hausstand, behielt sich aber das Recht, daß er seine lieben Eltern allein verpflege, bis an ihren Tod. Seine Geschwister verehrten ihn, und da sie seinem Rathe folgten, so ging es ihnen allen wohl. Seine Eltern sahen noch eine Schaar von Enkeln um ihre Knie spielen, und ihre Kraft blieb ungebroschen bis in ihr hohes Alter.

Nur vierzehn Tage vor seinem Tode war der alte Gottlieb Beyer krank. Er sang mit heller Stimme bis in sein achtzigstes Jahr. Seine Augen wurden nicht trübe, sein Haar wurde nicht grau und seine Haltung blieb ansehnlich, bis er sich niederlegte. Nie hatte er Arznei eingenommen in seinem ganzen Leben. Sein treues Weib pflegte ihn auf dem Krankenlager. Drei Tage vor seinem Ende schlief er recht sanft und sagte erwachend: „O! wie schön hat man eben an unserem Grabe gesungen.“ Es war das Lied: „Einen guten Kampf hab' ich in der Welt gekämpft.“ Und das träumte er dreimal binnen drei Tagen. Als er seine Augen geschlossen, legte sein Weib sich nieder und starb nach zwölf Stunden. Sie kamen in ein Grab und warten der Auferstehung der Gerechten.

In der Junft ward Gottlieb sehr betrauert, wie in der ganzen Stadt. Eine Raths- und Ehrenstelle hatte er nie begehrt.

Wilhelm aber ist jetzt im Vorstand seiner Gemeinde, und ist einer der behäbigsten Männer der Stadt. Seine Tochter wohnt in dem Bäckerischen Hause, als die Frau des Bäckers Nahrung. Viele Enkel erfreuen sein Antlitz, und sein Sohn verspricht ihm ähnlich zu werden und hat des Schmiedes Tochter zum Weibe.

Zur Arbeiterfrage.

V.

Ursachen der Ungleichheit.

Daß der Besitz des Grundes und Bodens eine gewisse Verschiedenheit des Vermögens an irdischen Gütern zur Folge hat, ist eine Thatsache, die nicht in Abrede gestellt werden soll. Es giebt wohl nicht zwei Landgüter auf Erden, die einander vollständig gleich wären. Wie verschieden sind oft zwei Ackerstücke, die unmittelbar neben einander liegen. Und wenn nun erst in einer Gegend Erz oder Del, oder ein Kohlenlager in der Erde gefunden worden ist, wie pflegen da die Preise des Landes, das in solchem Strich liegt, in die Höhe zu gehen!

Es ist ferner gewiß, daß der Besitz des Grundes und Bodens und der Güter, die aus demselben gewonnen werden, vielfach zu schreiendem Unrecht mißbraucht wird. Schon das gierige Aufkaufen des Ackerlandes, wie es die Landhaisische und Spekulanten treiben in der Absicht, keinen Landwirth neben sich aufkommen zu lassen, oder seiner Zeit das Land zu Preisen, bei denen kein Landwirth, der dasselbe wirklich bebauen will, bestehen kann, wieder zu verkaufen, ist eine Art Wucher, von dem schon der Prophet Jesaias geschrieben hat: „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen!“ Jes. 5, 8. So ist ferner gewiß, daß die Früchte, die einer

auf seinem Acker zieht, und die Kohlen, die einer aus seinem Bergwerk zu Tage fördert, ihm gehören. Aber ebenso gewiß ist, daß geschrieben steht: „Wer Korn innehält, dem fluchen die Leute.“ Spr. 11, 36. Gott läßt das Getreide nicht wachsen, damit der Bauer oder der Spekulant möglichst viel Geld daraus löse, sondern daß möglichst viele Menschen damit ihren Hunger stillen und der Säemann wieder Samen habe. Und Gott hat die Kohlen nicht in die Erde gelegt, damit Kohlenwucherer daran zu Millionären werden, einerlei, ob ihre Mitmenschen Frost leiden, sondern aus freundlicher Fürsorge für seine Creaturen, die des Brennmaterials bedürftig sind. Haushalter sind sie beide, der Farmer und der Bergwerksbesitzer, und Gott wird über jeden Scheffel Weizen und über jede Fuhre Kohle Rechenschaft fordern.

Wenn nun aber ein Mr. George daher kommt und spricht: „Weg mit dem ganzen Grundbesitz; denn der ist an dem ganzen Unheil schuld, mit dessen Beseitigung sich die Arbeiterverbindungen und zum Theil auch die Regierungen vergebens abmühen,“ so sprechen wir: „Nein, nicht weg mit dem Grundbesitz, denn derselbe steht unter dem Schutz des siebenten Gebots, und wer sich daran vergreift, ist ein Dieb, so gewiß wie einer, der dem Mr. George seine Uhr aus der Tasche oder sein Geld aus dem Schubfach stehlen würde und dafür ins Zuchthaus gehörte. Es ist auch nicht wahr, daß der Grundbesitz an allem Unheil schuld ist, sondern so steht es, daß viele Grundbesitzer Bösewichter sind und Gottes Geschöpf und Ordnung mißbrauchen, und wenn das Grund sein soll, die bestehende Ordnung abzuschaffen, so muß man auch das Sprechen abschaffen, weil mit dem Reden so viel Unheil gestiftet wird; so darf auch niemand mehr ein Buch oder eine Zeitung schreiben, weil viele Leute, z. B. Mr. George, durch Bücher und Zeitungen großen Schaden thun und vielen Menschen die Köpfe verdrehen und die Herzen vergiften; dann müßte man gar das Essen und Trinken abschaffen, damit es keine Schlemmer und Paster mehr geben könne.“

Diese letztere Maßregel hätte jedenfalls das für sich, daß durch ihre Ausführung der angegebene Zweck erreicht würde; hingegen würde durch die von Mr. George und Pater McGlynn angestrebte Maßregel, die Abschaffung des Grundbesitzes, nicht einmal der Zweck erreicht, den man damit erreichen will. Dieser Zweck, die Beseitigung des Vorhandenseins von Reich und Arm, das jene Leute für das Hauptunheil auf Erden ansehen, würde durch die Aufhebung des Grundbesitzes nur dann erreicht werden, wenn der Grundbesitz die einzige Ursache der Verschiedenheit wäre, die gegenwärtig in Betreff der Vermögensverhältnisse unter den Menschen besteht. Dem ist aber nicht so; sonst müßten alle reichen Leute große Grundbesitzer sein. Nun giebt es aber schmerreiche Leute, die keinen Zoll breit Landes haben, und die Ungleichheit muß also noch andere Ursachen haben; eine solche ist die Arbeitskraft.

Die Arbeitskraft ist, wie die Naturkraft, eine Gabe Gottes, wie wir im Katechismus bekennen: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat. . . , mir Leib und Seele, Augen und Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat.“ Zu Israel spricht Gott 5. Mos. 8.: „Hüte dich, daß du des Herrn, deines Gottes, nicht vergessest. . . . Du müchtest sonst sagen in deinem Herzen: Meine Kräfte und meiner Hände Stärke haben mir dies Vermögen ausgerichtet. Sondern daß du gedächtest an den Herrn, deinen Gott; denn er ist es, der dir Kräfte

giebt.“ So spricht auch Gott zu Job: „Wer giebt die Weisheit in das Verborgene? Wer giebt verständige Gedanken?“ Kap. 38, 36.

Und wie die Naturkräfte nicht überall gleich sind, so sind auch die Arbeitskräfte von Gott verschieden ausgeheilt. Verschieden sind sie der Art nach. Der Eine hat starke Knochen und kräftige Muskeln, kann schwere Lasten heben und tragen; ein Anderer hat eine geschickte Hand und ein scharfes, sicheres Auge; ein dritter hat eine gute Stimme, u. s. w. Manche Gaben kommen unter den Menschen seltener vor, wie z. B. die Gabe, große Schaa ren Leute zu regieren; andere finden sich bei allen Menschen. Der Art nach zerfallen die Arbeitskräfte in zwei große Klassen; sie sind theils körperliche, theils geistige. Dabei ist zu merken, daß zur Verwendung oder Bethätigung der Geisteskräfte auch gewisse Körperkräfte vonnöthen sind, und daß wiederum die Körperkräfte leistungstüchtiger werden, wenn höhere Geisteskräfte sie in ihren Dienst nehmen, daher denn auch Körper und Geist mit sorgfältiger Pflege bedacht werden sollen, daß ein gesunder und kräftiger Geist in einem gefunden und kräftigen Körper walte.

Aber nicht nur der Art nach, sondern auch dem Grade nach sind die Arbeitskräfte bei verschiedenen Menschen verschieden. Der Eine trägt eine Last mit Leichtigkeit, unter der ein Anderer zusammenbrechen würde. Der Eine merkt leicht und lange, der Andere vergift leicht, obschon auch er der Gabe des Gedächtnisses nicht gänzlich entbehrt. Bei dem Einen ist der Sinn für Formen, bei dem andern der für Töne in viel höherem Maße vorhanden als bei anderen. Es giebt Leute, die sechzehn und achtzehn Stunden aus vierundzwanzig arbeiten können, während mancher nach acht-, zehn- oder zwölfstündiger Arbeit erschöpft ist.

Zu diesen Verschiedenheiten, die auf Rechnung der natürlichen Beanlagung zu schreiben sind, kommen nun noch solche, welche der Ausbildung der Arbeitskräfte auf Rechnung gebracht werden müssen. Man kann wohl sagen, daß im gesellschaftlichen Leben keine Arbeitskraft sich behältigt, die nicht irgend welche Ausbildung erfahren hätte. Gehen und sprechen muß der Mensch lernen, den Gebrauch seiner Hände ebenfalls. Kinder haben kein Augenmaß wie Erwachsene, sie strecken die Hände aus nach Gegenständen, die ihnen unerreichbar sind, wollen wohl den Mond vom Himmel langen. Und denkt man erst an die mancherlei Verrichtungen, welche in den verschiedenen Berufsarten zu leisten sind, auf dem Acker, im Handwerk, im Handel, in Amtsstuben, so wird man auch an mancherlei Ausbildung der Kräfte des Geistes und des Leibes zu denken haben, und da erwachsen denn je nach der Art und dem Maß der Ausbildung wieder tausenderlei Verschiedenheiten. Daß ein Bursche ein paar kräftige Arme hat, macht ihn noch nicht zu einem tüchtigen Farmknecht; er muß die Landarbeit mit ihren vielerlei Geschäften erst erlernen, und es ist auch nicht einerlei, bei wem er lernt und wo, im Busch oder auf der Prairie, auf einer großen Farm oder auf einer kleinen. So ist es auch bei den Handwerkern; der tüchtigere Meister wird bei gleicher Begabung und gleichem Fleiß einen tüchtigeren Lehrling ziehen als der Stümper, der eben, so viel an ihm ist, wieder Stümper zieht.

Wie aber die Arbeitskraft verschieden ist, so sind auch die Leistungen verschiedener Menschen in gleichen Berufsarten verschieden. Die Schrift sagt Spr. 26, 10.: „Ein guter Meister macht ein Ding recht; wer aber einen Hünpler, d. i. einen Stümper, dinget, dem wird es verdorben.“ So war es in den Tagen Salo-

moß, so ist es auch heute. Nicht alle Arbeit hat gleichen Werth, so wenig die Arbeitskräfte und Arbeitsleistungen gleich sind. Es ist deshalb unbillig, wenn jemand für werthvollere Arbeit nicht mehr geben will als für geringere, oder wenn einzelne Arbeiter oder ganze Verbindungen für geringere Arbeit denselben Lohn beanspruchen wie für vorzüglichere. Man soll die Verschiedenheit, welche hier obwaltet, anerkennen, und sowohl Arbeitgeber als Arbeiter sollen in diesem Stück Recht und Billigkeit walten lassen. Doch wir gedenken auf diesen Punkt später zurückzukommen, wenn wir die Lohnfrage besonders vornehmen werden. Diesmal soll vornehmlich gezeigt sein, wie schon in den wirthschaftlichen Kräften, der Naturkraft und der Arbeitskraft, die beide Gottes Gaben sind, eine Verschiedenheit der wirthschaftlichen Lage der einzelnen Menschen begründet ist, insofern diese Kräfte der Art und dem Maße nach verschieden ausgeheilt sind.

Allerdings giebt es Leute, welche trotz der Verschiedenheit der Kräfte eine Gleichheit des Vermögens oder der wirthschaftlichen Lage der Menschen anstreben. Wie diese Gleichmachung ins Werk zu setzen wäre, darüber sind sich diese Leute selber nicht einig, ja darüber ist wohl noch kein einziger von ihnen sich selber so recht klar geworden. Sie sind eben wie diejenigen, welche es sich in den Kopf gesetzt haben, das Perpetuum mobile, eine Maschine, die von selbst geht, zu erfinden, eine Aufgabe, die eben nach den Gesetzen der Natur unlösbar ist, und über deren verfruchteter Lösung schon mancher den Verstand verloren und mancher Andere viel Geld und Zeit nutzlos vergeudet hat. Wenn so ein Erfindungsbesessener, vielleicht nach so und so vielen mißglückten Versuchen, wieder einmal einen Plan fertig hat — und mancher von ihnen trägt wohl drei, vier Pläne zugleich mit sich herum —, dann ist er fest überzeugt, jetzt habe er's, so müsse es gehen; aber wenn es drauf und dran kommt, die neue Maschine fertig ist, so stellt sich eben wieder heraus, daß Zeit und Mühe verloren ist, wo man etwas durchsetzen will, das Gott der Creatur unmöglich gemacht hat. Ist die Kraft des ersten Anstoßes erschöpft, dann stehen die Räder wieder still. Und so würde es auch gehen, wenn man die Pläne mancher Befürworter einer neuen Weltordnung verwirklichte, nur mit dem Unterschied, daß das neue Getriebe nicht einfach ablaufen und zum Stillstand kommen, sondern mit viel Ach und Weh aus Rand und Band gehen würde.

Halten wir also dies fest, daß der Mensch keine Kräfte erschaffen, sondern nur vorhandene, von Gott erschaffene Kräfte ausbilden und anwenden kann; daß Gott die Kräfte verschieden ausgeheilt hat; daß also auch die Wirkungen verschieden sein werden; daß also, wo diese verschiedenen Kräfte dem Erwerb dienstbar gemacht werden, auch der Erwerb verschieden ausfallen wird. Und wenn wir nun noch bedenken, daß die vorhandenen Kräfte keineswegs unter der unumschränkten Herrschaft des Menschen stehen, daß z. B. kein Mensch das Wetter machen, Sonnenschein und Regen, Frost und Hitze geben kann, sondern Gott seiner allmächtigen Hand das oberste Regiment vorbehalten hat und das Gedeihen, das er zu des Menschen Arbeit giebt, auch wieder verschieden zumißt, so werden wir uns und anderen sagen müssen, daß die Gedanken an eine gleichmäßige Vertheilung der irdischen Güter, denen manche Leute nachhängen, nichts als eitle, müßige Träume und Schwärmereien sind, die in tollen Köpfen spuken und von dem Geist herrühren, der einst im Paradiese sprach: „Sollte Gott wohl gesagt haben?“

Nun möchten wir aber nicht mißverstanden sein, als meinten wir, es seien in dem bisher Gesagten alle Ursachen der Ungleichheit in der wirthschaftlichen Lage der einzelnen Menschen oder Klassen der Menschen aufgeführt; denn es giebt deren noch mehrere, und zwar theils berechnete, theils unberechnete. So ist eine weitere Ursache der Ungleichheit des Vermögens das, was man das Kapital nennt. Dasselbe gehört auch in das siebente Gebot und in die vierte Bitte, und es soll der Gegenstand sein, der uns zunächst in unseren Erörterungen zur Arbeiterfrage beschäftigen soll.

G.

Bericht der Emigrantenmission von Baltimore, Md., für das Jahr 1886.

Die Arbeit unter den Ein- und Auswanderern in Baltimore hat durch Gottes Hülfe auch im verflossenen Jahre ihren gesegneten Fortgang gehabt. Gott sei Dank dafür gesagt! In dem abgelaufenen Jahre 1886 kamen hier auf 43 Dampfern 23,491 Personen an. Unter diesen befanden sich 712, die bereits früher in unserem Lande gewesen waren. Die Einwanderung über Baltimore hat im vorigen Jahre bedeutend zugenommen. Es landeten hier 15,032 Seelen mehr, als im Jahre 1885. Wir werden die Ursache dieser Zunahme in der Zahl der im hiesigen Hafen Landenden wohl darin zu suchen haben, daß einmal hier ganz vorzügliche Einrichtungen für die Emigranten getroffen sind, sodann aber auch in dem Umstande, daß die Beförderung über Baltimore billiger ist, als z. B. über New York. Von keinem Hafen unseres Landes ist die Weiterbeförderung so bequem, wie von Baltimore. Es wird nun bald für die Einwanderer ein geräumiger, neuer Wartesaal fertig sein, in den sie direct vom Schiffe aus eingehen können.

Von mir wurden im vergangenen Jahre 830 Personen in Empfang genommen und weiter befördert. An baarem Gelde wurden bei mir \$6325.32 eingezahlt und alles ausbezahlt, bis auf eine Summe, die ich zur Beförderung von 17 Personen noch in Händen habe. Geldvorschuße machte ich im Betrage von \$633.64, wovon nur noch eine kleine Summe aussteht. Es restirt aber noch ein hübsches Stückchen aus früheren Jahren. An Briefen und Postkarten liefen mit verschiedenen Aufträgen 719 ein; geschrieben habe ich deren 645. Unter arme Einwanderer vertheilte ich nur \$12.65, als Geschenk aus der Missionskasse. Ich konnte mit dieser geringen Summe für genannten Zweck deswegen auskommen, weil ich noch immer das Vertrauen der Executivbehörde besitze, welche von der Nationalregierung für diesen Hafen ernannt ist. Diese Behörde hat sich der Einwanderer anzunehmen, auch das Kopfgeld für dieselben zu erheben. Von derselben bin ich nun bevollmächtigt, von dem collectirten Kopfgelde nothleidende Einwanderer zu beherbergen und zu verpflegen. Sind Kranke unter den Einwanderern, so sende ich sie, wenn nöthig, in der Hospital-Ambulanz nach dem Hospital. Ich brachte dort im letzten Jahre 25 Kinder und 52 Erwachsene unter. Sie alle wurden unentgeltlich verpflegt; selbst die Mütter kranker Kinder hatten, während sie sich im Hospital bei denselben befanden, freies Logis. In dem Hospital besuche ich die Kranken und tröste sie nach besten Kräften. Haben sie einen Seelsorger nöthig, so Sorge ich dafür, daß sich einer unserer Pastoren ihrer annimmt. Unsere Pastoren haben zu jeder Stunde im

Hospital Zutritt. Auch werden unter Umständen Kranke in dem Emigrantenhause No. 8 Tomson Street ärztlich behandelt und mit Medizin versorgt. Dieses Gasthaus steht unter der Leitung des Herrn W. Röhther, der sich mit seiner wackeren Gemahlin der Einwanderer nach Kräften annimmt. Beide sind bemüht, stramme Ordnung und gute Zucht unter ihren Herbergsgleuten zu handhaben. In diesem Emigrantenhause habe ich im letzten Jahre 1142 Personen, zum Theil wochenlang, beherbergen und beköstigen lassen, bis sie entweder das Geld zur Weiterreise erhielten, oder hier in der Stadt und Umgegend Beschäftigung fanden. Für die Beherbergung dieser Leute bezahlte die Executivbehörde unserer Regierung durch mich \$2862.35.

Kranke und Nothleidende, denen ich in dieser Weise dienen konnte, sind ja gerade diejenigen, die des Beistandes im fremden Lande am meisten bedürftig sind. Der liebe Leser wird mir gewiß beistimmen, wenn ich sage, daß es bei unserer Emigrantenmission die Hauptsache ist, bei den Ankömmlingen zuerst mit äußerlichen Hülfsleistungen und Werken der Barmherzigkeit den Anfang zu machen. Erst wenn man ihnen den Tisch gedeckt hat, kann man sich recht den Weg zum Herzen bahnen. Nun, Gott allein ist es bekannt, wie vielen unserer Landsleute auf unserer hiesigen Pilgerstation der rechte Weg in unsere Gemeinden gezeigt wurde, wo sie denn mit Gottes reinem Wort und unverfälschten Sacramenten versorgt worden sind.

Es ist gewiß auch nicht zu viel verlangt, wenn wir nochmals die Bitte aussprechen, daß alle Brüder, denen unsere Emigrantenmission am Herzen liegt — und das sollte doch bei jedem Bruder unseres Synodalverbandes sein — dieselbe auch unterstützen möchten, geschähe auch dies nur in der Weise, daß sie solche ihrer Glieder, die Bekannte oder Verwandte von Deutschland kommen lassen, oder auch solche, die über Baltimore nach Deutschland reisen, direct an den von der Synode angestellten Agenten weisen. Denn das an Commissionen von ihm verdiente Geld fließt ja in die Emigrantenkasse der Synode. Es ist außer Frage, daß die Glieder der Synode die Emigrantenmission viel unterstützen könnten, wenn sie die Besorgung der Schiffscheine und Eisenbahnbillette für hier landende Einwanderer in die Hände ihrer Agenten legten. Geschähe dies in dem Maße, wie es erwünscht ist, so würden der besorgten Schiffscheine und Eisenbahnbillette eine größere Zahl sein, als sie wirklich ist. Es sehen eben leider manche unserer lieben Synodalen die Emigrantenmission mit ganz anderen Augen an, als sie wohl sollten. Immer noch treffe ich hier Leute genug an, denen von unseren Synodalgliedern die Freikarten geschickt wurden, wofür aber anderwärts eingezahlt war. Auch erhalte ich Briefe, in denen es einfach heißt: „Lieber Herr S., es kommt eine Familie N. N. dann und dann an. Stehen Sie derselben bei und senden Sie mir eine telegraphische Depesche, die mir ihre Abreise von Baltimore meldet. Es ist alles bei einem hiesigen Agenten freigemacht.“ — So gerne ich mich nun auch dieser Arbeit unterziehe, so lieb würde es mir sein, wenn ich auch von diesen die Commissionen für ihre Schiffscheine und Eisenbahnbillette in unsere Emigrantenkasse einzahlen könnte.

Zum Schluß möchte ich denjenigen Herren Pastoren und Lehrern unserer Synoden, die unsere hiesige Emigrantenmission bisher, besonders durch Aufträge zur Besorgung von Schiffskarten und Eisenbahnbilletten, unterstützt haben, bestens danken. Ich hoffe mit allen Gönnern unseres hiesigen Missionswerkes dessen Fort-

bestand und empfehle es der schützenden Hand unseres Gottes und Heilandes. Er erhalte und fördere es zur Ehre seines Namens und zum Heile der Fremdlinge. Das wolle er thun um Christi willen. Amen.

Baltimore, im Januar 1887.

W. Sallmann,
1515 East Pratt Street.

Ein Krankenbesuch auf der Reise.

Es war im Spätherbst 1827. Der trübe Novembertag entsprach ganz der Stimmung, in welcher ich mich von der Schnellpost nach Berlin führen ließ. Der Abschied von der Heimath war mir schwerer geworden als sonst wohl; ich hatte von meinem ältesten Bruder Abschied nehmen müssen ohne die Hoffnung, ihn wiederzusehen, da er sichtlich an der Auszehrung einem nahen Tode entgegenwachte. Trüber Herbstnebel lag auf meinem Gemüth. Bald betend und gelesenes Wort bewegend in meinem Herzen, bald mehr träumend, hing ich schweigend meinen Gedanken nach. Ich saß allein im Cabriolet neben dem Schirmeister. Wird's mir überhaupt schwer, auf der Reise ein Gespräch anzuknüpfen, so war ich in der damaligen Stimmung um so weniger dazu aufgelegt.

Als der Abend hereinbrach, fragte ich den Schirmeister, wann der Wagen in H. ankäme und wie lange er da sich aufhielte. Er gab mir den gewünschten Bescheid mit dem Zusatz, er werde nicht weiter mitfahren, sondern von einem Kollegen vertreten werden; in H. wohne er, und seine Frau sei so krank, daß sie wohl sterben werde. Seine Stimme wurde ihm weich, als er das sagte, und er wischte sich eine Thräne aus den Augen. Meine Theilnahme wurde gleich geweckt, aber auch die ernste Mahnung, dem Manne das Wort Gottes zu bezeugen. Zunächst ging das Gespräch auf die äußeren Umstände ein. Ich ließ mir theilnehmend erzählen, wie er die Feldzüge als 18jähriger Jungling mitgemacht, später noch einige Jahre gedient, dann mit dem Abschiede eine Anstellung bei der Post erhalten und vor vier Jahren geheirathet habe; seine Ehe sei so glücklich gewesen, wie es nur eine geben könne; aber seit der Geburt seines ersten Kindes sei seine Frau ins Kränkeln gekommen, das Kind sei immer schwächlich gewesen, habe der Mutter viel Sorge und Last gebracht; vor einem Jahre sei das Kind gestorben, und in Folge des Grämens über diesen Verlust und der langen Anstrengungen in der Pflege habe sich bei seiner Frau Schwindsucht entwickelt, die sie jetzt an den Rand des Grabes gebracht; sie könnte wohl jeden Tag sterben. Er beklagte sein Amt, das ihn immer nur auf kurze Zeit bei seiner Frau sein ließ, und schloß mit dem Ausbruche seiner trostlosen Gemüthsstimmung: „Wenn unser Herrgott mir meine Frau nimmt, dann wünschte ich am liebsten, er nähme mich nur gleich mit von dieser Welt; ich weiß nicht, was ich auf der Welt noch thun soll. Ich habe keine Freude mehr am Leben und habe auch niemand auf der Welt, der mich angeht; meine Eltern sind schon lange todt und meine Verwandten wohnen hinten in Ostpreußen. Es wäre für mich am besten, wenn sie mich mit meiner Frau auf den Kirchhof brächten. Wir müssen doch alle einmal sterben.“ „Sind Sie denn bereit zum Sterben?“

fragte ich ihn, indem ich seine Hand ergriff und ihm ins Auge sah. Er blickte mich verwundert an, wie einer, der den Sinn der Frage nicht faßt. Ich rebete weiter von der Ewigkeit und dem Gerichte Gottes, in welche der Tod den Sünder stellt. — „Was denken Sie denn von mir?“ entgegnete er; „halten Sie mich für einen schlechten Menschen?“ — Er sprach sich offen aus, da er bald Zutrauen gewonnen hatte. Er war mit den Trägern des ordinärsten Nationalismus gezogen worden. „Thue recht und scheue Niemand“, oder „Ueb immer Treu und Redlichkeit!“ das war sein ganzer Heilsweg, und in seinem Katechismus stand nur noch etwas von dem lieben Gott, der alles geschaffen und so gut und barmherzig sei, daß er es mit unsern Fehlern, wenn wir nur ein gutes Herz hätten, nicht so genau nehme, und von Jesus, dem allerbesten Menschen, der jemals gelebt hätte und der uns ein Muster gegeben, wie wir fromm und gut leben müßten; nur — setzte er hinzu — könnten wir das jetzt nicht mehr so, wie damals, die Welt sei jetzt anders geworden. — Ueberhaupt zog mich in seinen Aeußerungen die Natürlichkeit und rückhaltslose Unbefangenheit an, mit welcher er sich aussprach. Man merkte es ihm an, er hatte auch nicht die geringste Ahnung davon, daß die christliche Lehre eine ganz andere sei, und das alleinseligmachende Wort vom Kreuz kannte er auch nicht einmal dem Schatten nach. Unser Gespräch wurde immer lebhafter, und je mehr ich mit der Verkündigung des Wortes vom Kreuz hervortrat, desto aufmerksamer hörte er zu und unterbrach mich nicht mit Einreden, sondern nur mit Ausdrücken der Verwunderung über die neue nie gehörte Lehre und mit Fragen, die immer davon zeugten, welchen Antheil sein Herz daran nehme. Mein Bibelchen, in welchem ich gelesen, war noch in meiner Hand. Lesen konnte ich nicht, weil es dunkel geworden, ich bezeugte ihm aber, alles, was ich ihm sagte, stehe in diesem Worte Gottes geschrieben und sei die einzige ewige Wahrheit. Ein Wort machte besonders Eindruck auf ihn. Es war das Wort des Apostels aus Eph. 2, 8: Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das selbige nicht aus euch. Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme. Das Wort fiel ihm merkbar ins Herz. Ich hoffe, es ist in ihm das Samentorn des ewigen Lebens geworden. Unter diesem Gespräch waren die Stunden rasch dahin gegangen. Mit dem Zeugen hatte, wie es zu gehen pflegt, der lebendige Trieb, die freudige Lust an demselben in mir zugenommen. Die Nebel, die mit schwerem Drucke auf meinem Gemüthe lasteten, waren gewichen; ich stand in hellem Sonnenschein der Gnade und konnte aus frischer, unmittelbarer Erfahrung mit dankbarem Herzen rühmen von der überschwänglichen Fülle alles des Guten, welches wir haben in Christo Jesu. Ich bemerkte, daß der Postillon mehrmals sich zu uns wandte, um einige Worte unseres Gespräches zu erhaschen. Auch an ihn richtete ich mein Wort und erhob gern lauter meine Stimme, um auch ihm das Wort des Lebens zu sagen; das Cabriolet war zur Kanzel geworden.

Als wir uns der Stadt näherten und unser Gespräch abbrechen mußten, sagte der Schirmeister meine Hand, drückte sie mit beiden Händen auf's herzlichste und dankte mit bewegter Stimme für das, was ich ihm gesagt. „Es thut mir ordentlich leid, daß wir

nicht noch einige Stationen zusammen fahren“, sagte er und setzte hinzu: „Aber, bester Herr Prediger, warum haben Sie den ganzen Tag neben mir gelesen und mir nichts davon gesagt? wie viel hätten wir dann davon sprechen können?“ Die Frage schnitt mir durch's Herz. Ich mußte mich vor Gott und ihm schuldig geben. — „Dann aber dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen“, fuhr er fort; — „Sie müssen zu meiner Frau gehen. Meine arme Frau hat solche gute, tröstliche Worte noch nie gehört. Bitte, gehen Sie doch gleich mit mir zu meiner kranken Frau.“ Ich hatte einiges Bedenken, ob so spät abends eine todtkranke Frau der unerwartete Besuch eines Fremden nicht zu sehr angreifen werde. Das mache nichts, meinte er, es sei doch gut, daß sie das höre, damit sie selig sterben könne. Er könne ihr das nicht so wieder sagen, wie er es gehört; er wisse es selbst noch nicht so recht, wie es ihm zu Muthe sei; es sei ihm so ums Herz wie noch nie. Seiner Bitte gab ich gern meine Zusage. Der Postwagen hielt. Der Schirmeister rief gleich dem Ersten, der sich zeigte, die Frage entgegen: „Lebt meine Frau noch?“ Das Ja begrüßte er mit einem herzlichen „Gott sei Dank!“ warf seinem Kollegen seine Tasche zu und eilte mit mir fort, um von den 3 Stunden, die der Wagen sich aufhielt, keinen Augenblick zu veräumen, indem er anbefahl, mich an seinem Hause abzurufen. Es war mir gar eigen zu Muthe, als ich eilenden Schritts über die Straße der fremden Stadt ging, um einen Krankenbesuch zu machen. Der Schirmeister war sehr aufgeregt. Wiederholt rief er aus: „D, wie wird sich meine Frau freuen, wenn sie hört, daß sie umsonst in den Himmel kommen kann.“

Ich hielt dem Herrn sein Wort vor: „Es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.“ Die naheliegende Wohnung war bald erreicht. Als wir von der Straße in eine dunkle Gasse bogen, die zu einem Hinterhause führte, nahm er sorgsam meinen Arm um mich zu leiten, und sagte, indem er meinen Arm an seine Brust drückte: „Lieber Gott im Himmel, wer hätte das gedacht, daß ich in meinem Herzeleid solche Freude haben sollte!“ Als ich ihm dankte für die Sorgfalt, mit welcher er mich über den dunkeln Hof und die Treppe hinauf leitete, sagte er: „Das ist auch mal der Mühe werth; Sie wollen ja so gut sein, meiner guten Frau den Weg in den Himmel zu zeigen, wie Sie mir ihn gezeigt haben.“ Wir traten in die Stube. Er wollte mich gleich in die Kammer an das Bett seiner Frau führen. Ich mußte ihn fast nöthigen, sie vorher auf meinen Besuch vorzubereiten. Ich hörte, wie er eintretend sagte: „Louise, da bring' ich Dir einen Herrn mit, der will dir den Weg zum Himmel zeigen; es ist ein fremder Prediger.“ — „Herr, mache du das Wort wahr!“ seufzte ich, und hatte kaum meinen Mantel abgelegt, als er kam, um mich zu seiner Frau zu führen. Der Anblick der jungen Kranken war ergreifend für mich. Die Grabesrosen blühten auf ihren Wangen und die Augen hatten den unheimlichen Glanz, der die verzehrende Fiebergluth ankündigte. Mein Gruß drückte meine Theilnahme aus und bat um Entschuldigung für das späte Kommen eines Fremden. Sie reichte mir ihre Hand. Wir setzten uns zum Bette. „Sie sind dem Tode nahe“, begann ich, „und der barmherzige Gott, der nicht will, den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, schickt Ihnen jetzt die Botschaft von dem Heilande, der die Sünder selig macht. Sie wollen doch gern selig werden?“ „Ach lieber Gott“, erwiderte sie kaum hörbar, „ich weiß nicht, wie

mir ist; ich bin so bange vor dem Sterben.“ Das Wort nahm ich auf und zeigte ihr, woher die Furcht des Todes komme und wie dieselbe uns ein Zeugnis von der Sünde sei: der Tod sei der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn. Ich bezeugte ihr, daß der Herr Jesus durch seinen Tod dem Tode die Macht genommen habe und nun auch ihr sagen lasse: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.“ und mit dem Worte des Herrn an Martha (Joh. 11, 22, 26) führte ich ihr das näher aus. Sie konnte nicht viel sprechen; aber sie hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und ihre unverwandt auf mich gerichteten Augen schienen jedes Wort von meinen Lippen nehmen zu wollen. Und sah ich so auf sie und ihren Mann, der sie in seinem Arme etwas aufrecht hielt, so mußte ich mir gestehen, wohl nie so aufmerksame Zuhörer vor mir gehabt zu haben. Oft unterbrach der Mann mein Wort mit einem bestätigenden Zuspruch. „Ja den! nur einmal, Louise,“ — sagte er unter anderem, „das kriegt man alles geschenkt. Siehst Du? das kann man sich nicht verdienen; das braucht man aber auch gar nicht. Da haben wir immer gemeint: wenn man nur rechtschaffen wäre und jedem das Seine ließe, dann käme man gewiß in den Himmel. So hat man uns immer gesagt. Aber jetzt weiß ich's besser. Das ist alles nichts. Das ist alles nur falsches Geld, hat mir der Herr Prediger gesagt; damit kann man wohl Menschen auführen, aber nicht den lieben Gott. Nun den! mal, Louise: nun kriegt man den Himmel geschenkt, ganz umsonst. Das steht in der Bibel: Umsonst werdet ihr selig aus Gnaden. Wie hieß doch gleich der schöne Spruch, lieber Herr Prediger? den müssen Sie mir doch in der Bibel zeigen.“ — „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben, und dasselbe nicht aus euch, Gottes Gabe ist es!“ sagte ich und zog mein Bibelchen hervor, um den Spruch aufzuschlagen. Er hieß eine Frau, die zur Pflege bei der Kranken, mir die auf der Kommode liegende Bibel seiner Frau reichen. „Sehen Sie, Herr Prediger, sie ist noch ganz neu. Gott vergebe es uns, daß wir sie nicht gebraucht haben. Ich habe aber auch nicht gewußt, daß so tröstliche Sprüche in der Bibel ständen; sonst hätte ich mehr darin gelesen. Das soll aber mit Gott jetzt anders werden.“

Indem die Frau mir die Bibel reichte, zeigte sie mir auch ein darauf liegendes Buch, was, wie sie sagte, die Frau des Hauses der Kranken geschickt, um daraus ihre Andacht zu halten. Es waren die „Stunden der Andacht.“ — „Nun,“ sagte ich, „da könnt ihr, lieben Leute, wählen; in diesem Buche steht, daß ihr durch Tugend und Frömmigkeit die Seligkeit euch erwerben müßt, und in der Bibel steht, daß Gott sie euch schenken will. Was wollt ihr nun lieber?“ — „Ach, wenn uns der liebe Gott nur gnädig sein will und mich in den Himmel nimmt!“ flüsterte die Kranke, und ihre Augen waren voll Thränen, als sie sich mit dem Ausdruck eines noch nicht verstandenen Gebets des Herzens aufwärts richtete. Der Mann aber nahm das Buch aus meiner Hand und warf es im Eifer hinter sich auf den Tisch: „Na, das fehlte noch! ein solches Buch kann ich nicht mehr brauchen, das werde ich auch morgen der Frau Käthin sagen. Lesen Sie uns aus der Bibel von der Gnade, und daß man's umsonst bekommt!“ Ich las Eph. 1, 3—8 und Cap. 2, V. 1—10. Nur wenige einfach erläuternde Worte setzte ich hinzu. Der Eindruck, den das Wort der Gnade in Christo Jesu auf die Kranke machte, war

sichtlich tief. Jes. 55, 1—3 las ich dann und legte es aus. Der Mann war ganz verwundert, daß das im Alten Testament stehe; darin hatte er vollends nie gelesen und gemeint, das sei nur für die Juden; in der Schule hätten sie im Buch Sirach wohl lesen müssen; aber da stände so etwas nicht. Ich richtete mein Wort unmittelbar an die Kranke und pries ihr die Gnade des Herrn an, die ihr nun am Rande des Todes das ewige Leben darböte in Vergebung aller Sünden. Sie ergriff meine Hand und fragte tief bewegt: „Will denn Gott auch jetzt mich noch annehmen, ist es nicht zu spät?“ Ich wies sie auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, und las ihr die Einladung des Herrn aus Matth. 11, 28, 29, und ermahnte sie, mit des Schächers Gebet zu dem sich zu wenden, der auch für sie die Schächers-Gnade in seiner Hand habe und mich deshalb zu ihr gesandt, sie ihr anzubieten. Ein Blick auf die Uhr sagte mir, daß meine Zeit fast abgelaufen sei. „Ach lieber Gott, könnten Sie doch noch bei uns bleiben!“ rief der Schirmmeister, indem er meine Hand faßte. „Sie sind mir wie ein Engel vom Himmel!“ flüsterte die Kranke. Ich wies beide auf den Herrn, der bei ihnen bleibe, und auf sein Wort, das sie ja vor sich hätten. Der Mann bat mich, die Stellen in der Bibel zu bezeichnen, damit er sie seiner Frau vorlesen könne. Ich mahnte zum Gebet. „O, beten Sie doch mit uns, eh' sie fortgehen!“ bat die Kranke. Das war mir selbst Bedürfnis. Ich stand auf, um zu beten. Der Mann sank am Bette auf seine Kniee. Unwillkürlich that ich wie er. Es war ein feierlicher Augenblick. Die Kranke war wie angestrahlt von einem höheren Lichte, als ich zum Abschied sie segnete mit dem Segen des Herrn.

Ich schied auf Wiedersehen vor dem Throne des Lammes. Es war gut, daß ein Mann von der Post kam, mich abzurufen; wir hätten sonst alle Zeit vergessen. Ich konnte nicht wegkommen. Einige Stunden vorher waren wir uns ganz gleichgültig, und jetzt fühlten wir die Macht eines Bandes, das uns das Scheiden schwer machte. Der Schirmmeister ließ es sich nicht nehmen, mich wieder zur Post zu bringen. Er ließ seinen Gefühlen Raum ohne Scheu vor den andern, und legte darin ein gutes Bekenntnis ab von dem Herrn, der sich ihm geoffenbaret. Mit Sorgfalt erkundigte er sich, ob meine Sachen auch gehörig besorgt seien, und gerade beim Einsteigen fiel es ihm noch ein, daß ich nun gar nichts zum Abendessen gehabt hätte. Wäre es noch Zeit gewesen, er hätte sich's nicht mehren lassen, mich mit einigen Erquickungen zu versorgen.

Mit lauter, herzlicher Dankagung schied er. Nach seinem Namen habe ich nicht gefragt, er nach dem meinigen nicht; ich habe auch nichts mehr von ihm gehört. Aber ich bin der guten Zuversicht, daß der Tag des Herrn das Wunder seiner Gnade an jenem Abend zu seiner Ehre wird offenbar machen.

(Ev.-luth. Gem.-Blatt.)

Kürzere Nachrichten.

— Der „Lutheraner“ theilt aus dem jüngst veröffentlichten statistischen Jahrbuch der Missouri-Synode u. a. folgende Angaben mit. Pastoren 927, Gemeinden 1346, wozu noch 550 Predigtplätze kommen; communicirende Glieder 248,000, stimmberechtigte Glieder 64,706. Vergleicht man diese Zahlen mit denen von 1885, so ergibt sich für das Jahr 1886

ein Zuwachs von 46 Pastoren, circa 18,000 communicirenden Gliedern und 3800 stimmberechtigten Gliedern. Die Zahl der Schulen in der Synode beträgt 1010, der Lehrer 609, der Schulkinder 68,546; im Vergleich mit 1885 ein Zuwachs von 73 Schulen, 14 Lehrern und etwas über 4000 Schulkindern. Hält man die Zahl der Schulen gegen die Zahl der Lehrer, so erhellt, daß noch etwa 400 Pastoren Schule halten. Die Gesamtsumme der im „Lutheraner“ 1886 quittirten Gelder beträgt \$104,718.11. Davon sind für Mission gegeben worden \$26,308; zur Unterstützung von Schülern, Seminaristen, Studenten zc. \$22,715; für die Synodalkasse \$14,791. Die Gesamtsumme im Jahr 1885 war größer, nämlich \$112,285.39. Der Minderbetrag für 1886 erklärt sich daraus, daß in diesem Jahre die Beiträge für die „Baukasse“ bedeutend geringer geworden sind. Während in diesem Jahre die Baukasse eine Einnahme von \$21,669 hatte, sind in dieselbe Kasse 1885 \$34,137 geflossen.

— Am 8. Februar entschlief zu Cleveland Herr Heinrich Schönewald, ein langjähriges Mitglied einer der dortigen lutherischen Gemeinden. Der „Rundschau“ wird über ihn u. a. folgendes geschrieben. Zur Erkenntnis der luth. Lehre wurde er von weiland Pastor Brohm in New York gebracht. Durch erstaunliches und fleißiges Selbststudium theologischer Schriften ward er von der mit Gottes Wort übereinstimmenden luth. Lehre lebendig überzeugt. Den Römerbrief konnte er samt der langen Vorrede, den folgenden Vorreden, Summarien und Gebeten, wie sie im Altenburger Bibelwerk stehen, auswendig. Aus diesem Briefe schöpfte er sich denn auch reichen Trost, als er krank war. Lange Jahre bekleidete er das Amt eines Vorstehers. Unsere Gemeindegemeinschaft hatte an ihm einen väterlichen Freund. Da er selber keine Kinder hatte, schickte er fremde in die Schule und bezahlte deren Bücher und Schulgeld. Als er vor etwa 5 Jahren eine Gesundheitsreise nach Florida machte, ließ er sich aus unserem Verlage eine Anzahl englischer Erbauungsbücher kommen, mit denen er während seines Aufenthalts im Süden zu kolportieren gedachte. Einige hat er verkauft, die meisten Bücher aber verschenkte er. Im Juni vorigen Jahres wurde er genöthigt das Haus zu hüten, weil ein Karbunkel, der sich auf dem ganzen Rücken ausbreitete, ihm schreckliche Schmerzen verursachte. Erst im September konnte er wieder das Gotteshaus besuchen. Ende Juli hatte er sein Haus bestellt. Seine brünstige Liebe zur Missouri-Synode und ihrer Mission legte er dadurch an den Tag, daß er sein ganzes in hiesiger Stadt liegendes Eigentum, im Werth von etwa \$25,000 seiner ihm ans Herz gemachten Missouri-Synode testamentarisch vermachte.

— Die internationale Commission der Young Men's Christian Association stellt in ihrem letzten Jahresbericht die Behauptung auf, daß 75 Procent der jungen Männer unseres Landes niemals eine Kirche besuchen, nur 15 Procent regelmäßige Kirchengänger und nur 5 Procent Kommunitanten seien. Wäre diese Berechnung richtig — und wir sind nicht in der Lage, sie widerlegen zu können — so dürfte es in nicht ferner Zeit dahin kommen, daß die Südsee-Inselaner in den größeren Städten Amerikas Heidenmission trieben und ihre Missionare alle Hände voll zu thun hätten.

— Im Mai des vorigen Jahres bewog eine der Lehrerinnen in der presbyterianischen Sonntagschule zu Deerfield, N. Y., sieben ihrer Schulkinder, daß jedes von ihnen sechs Kartoffeln pflanzte und die Pflanzen pflegte, um den Ertrag der Missionskasse zu

übergeben. Die Kinder haben nun den Erlös aus ihren Kartoffeln eingeliefert, und die Summe, welche so zusammenkam, belief sich auf \$42.

— Ein Herr Hiram Sibley in Rochester hat \$250,000 versprochen zur Erweiterung eines Theils der Cornell-Universität. Der Kaufmann J. A. Postwick, Mitglied der Baptistenkirche, hat vor kurzem dem Wake Forest College ein Geschenk von \$70,000 und dem Richmond College \$25,000 zugesandt. Fr. Billings von Vermont hat dem Union Theological Seminary \$5000 zu Stipendien geschenkt.

— Aus Danzig wird ein merkwürdiges Ereignis berichtet. Die alten Eheleute Falk wollten ihre goldene Hochzeit feiern. Alle Vorbereitungen für die Festlichkeit waren getroffen, und die Kirche war gedrängt voll, als die Stunde herantam, welche für die kirchliche Feier angesetzt war. Da kam plötzlich die Nachricht, der Jubelbräutigam sei schwer erkrankt. Der Pastor begab sich schleunigst in die Wohnung der alten Leute und fand daselbst den Greis im Bette liegen, das Haupt mit einem Kranz geschmückt, aber schon in den Todeskampf eingetreten. Seine Frau saß mit einer goldenen Krone auf dem Haupt an seinem Lager und vergoß bittere Thränen. Doch nun stimmte man das Lied an, welches einst vor fünfzig Jahren bei der Trauung des Jubelpaares gesungen worden war; der Pastor hielt eine kurze Rede, und gleich darauf war der Kranke entschlafen.

— Die Volksbildung steht in Italien auf einer sehr niedrigen Stufe; mehr als die Hälfte der Bewohner des Landes sind des Lesens unkundig, und die meisten von denen, welche lesen gelernt haben, lesen schlecht und deshalb wenig. Dennoch sind im verfloffenen Jahre über 130,000 Exemplare der Bibel oder des Neuen Testaments oder gewisser Theile desselben verkauft worden.

— Die zu Madrid in Spanien erscheinende Zeitschrift „Revista Cristiana“ bringt in ihrer Nummer vom 15. Februar eine getreue spanische Uebersetzung des schönen Liedes „Jerusalem, du hochgebauete Stadt“, mit welchem der alte fromme Johann Matthäus Mayhaff sein Buch vom himmlischen Jerusalem ausklingen läßt, und das verdienstmäßig seine Stelle in unsern Kirchengesangbüchern gefunden hat. Auch die Melodie, nach welcher das Lied bei uns gesungen wird, ist in vierstimmigem Satz beigegeben.

Büchertisch.

Alle an dieser Stelle empfohlenen Bücher etc. können durch unsere Synodabuchhandlung bezogen werden.

Vorspielbuch. Ein Magazin von Orgelvorspielen aus alter und neuer Zeit zu den gebräuchlichen Chorälen der evangelisch-lutherischen Kirche. Gesammelt und herausgegeben von Dietrich Meibohm. Heft 3. Selbstverlag von D. Meibohm, 1431 Salizburg Street. St. Louis, Mo.

Preis \$1.00.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für den guten Geschmack der Herren Organisten, welche den geehrten Herausgeber dieses Vorspielbuchs durch Abnahme der ersten Hefte zur Fortsetzung des Werks ermuntert haben. Auch das vorliegende Heft muß als ein in hohem Maße dankenswerther Beitrag zur Ausrüstung eines lutherischen Organisten bezeichnet werden. Namen

wie die des Altmeisters J. S. Bach, des unter Kitzel, einem Schüler Bachs, gebildeten M. G. Fischer, des um Orgelspiel und Orgelbaukunst hochverdienten J. G. Töpfer, des als Verfasser der ausgezeichneten Orgelschule bekannten W. Volkmann, des berühmten musikalischen Lexicographen Walther, die Namen Zahn, Herzog, Kink, Hesse u. a. m. lassen schon erkennen, daß hier nicht leichte, geistlose Musik, sondern etwas Gediegenes, Gehaltvolles geboten wird, das man immer wieder hören kann, ohne sein überdrüssig zu werden. Daß Melodien, welche häufiger gesungen werden, wie „Herr Jesu Christ dich zu uns wend“, besonders reichlich bedacht sind, ist nur zu loben. Wenn wir einen Wunsch aussprechen dürften, so wäre es der, daß in späteren Hefen noch mehr alte Musik geboten würde als bisher; die vorhandenen Schätze sind ja fast unerschöpflich, und wer sie seinen Zeitgenossen in unseren Tagen wieder zugänglich macht, verdient sich den Dank der ganzen Kirche. G.

Heimatskunde. Stoff für den geographischen Unterricht über den Staat Wisconsin. Bearbeitet und herausgegeben von Julius Schwarz, Lehrer. Milwaukee, Wis. 1887. Verlag von Brunnenquell & Rohde.

24 Seiten. Preis 10 Cts.

Herr Lehrer Schwarz von der hiesigen St. Matthäus-Schule hat mit Ausarbeitung dieses Hilfsmittels für den geographischen Unterricht in unseren Schulen einem vielfach empfundenen Bedürfnis entsprochen, und wenn das Büchlein hie und da, wo das Bedürfnis noch nicht gespürt worden war, dasselbe zum Bewußtsein bringen hilft, so hat es schon damit einer gesunden Methode des Unterrichts in dem Fach, welchem es dienen soll, Vorschub geleistet. Nicht nur ist durch die hier geschehene Zusammenstellung des betreffenden Materials dem Lehrer eine nicht unbedeutende Ausgabe und beträchtlich Zeit gespart, sondern bei dem geringen Preis des Büchleins wird es keine große Schwierigkeit haben, diese Heimatskunde auch den Kindern in die Hände zu geben und so auch die sonst auf das Diktat zu verwendende Zeit zu sparen, ein Vortheil, der bei den Ansprüchen, welche an unsere Schulen gestellt werden, nicht gering anzuschlagen ist. G.

Biblical History, comprising Old and New Testament, told in words of holy scripture, explained by catechism, parallel Bible verses and hymn stanzas, and illustrated with 125 engravings and maps. Allentown, Pa., T. H. Diehl. 1887.

150+138 Seiten, in Leinwandband, Preis: 55 Cts., in gewöhnlichem Schulband 50 Cts.

Solchen Kreisen innerhalb unserer Synode, in welchen man, durch die Umstände gedrängt, Religionsunterricht in englischer Sprache zu ertheilen hat, glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir auf dies Lehrbuch der biblischen Geschichte aufmerksam machen. Das Buch ist wie das deutsche, nach welchem es gearbeitet ist, so angelegt, daß nach jeder Historie ein Hinweis auf inhaltverwandte Katechismusabschnitte, sowie Bibelprüche und Liederverse nebst einer Anzahl Fragen beigegeben sind. Die Ausstattung ist recht anständig; nur sind die Bilder von sehr verschiedenem Werth. Gleich das erste sollte durch ein anderes ersetzt werden; es ist sowohl unschön als unrichtig; denn nicht in ihren Feigenblättern ließ Gott die ersten Menschen aus dem Paradiese ziehen, sondern in Röschen, die er ihnen ge-

macht hatte. Doch möchten wir durch diese Bemerkung nicht dem Gebrauch des Buches Abbruch thun. G.

Liederlust. Altes und Neues für muntere Sänger in Kirche, Schule und Haus, von A. Späth, T. H. Diehl. Allentown, Pa.

222 Seiten, gebunden; Preis 40 Cts.

Diese aus einer großen Mannigfaltigkeit theils älterer, theils vorwiegend neuerer Quellen zusammengetragene Lieder Sammlung umfaßt außer einigen einstimmigen Liedern mit Klavier- oder Orgelbegleitung und einigen dreistimmigen Nummern eine reiche Auswahl vorwiegend geistlicher Lieder in leichtem vierstimmigem Satz für gemischte Stimmen, mit denen besonders jüngeren Chören gedient sein wird. Die Musik sowohl als die Texte hat eine geschickte Hand ausgewählt, die sich selber durch Aufnahme des „Königs von Thule“, ob auch mit anderem Text, sowie einiger Stücke recht leichten Kalibers nicht gerecht geworden ist. Im Ganzen ist die Sammlung vorzüglich und bei dem sehr geringen Preis allen unseren Chören angelegentlich zu empfehlen. G.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXII: P Tirnenstein 1.05.

Die Herren Schmusser, P Hinrichs, J Heiden, Lindner je 1.05.

Jahrg. XXI: PP Döpel 10.25; R Siegler 2.10.

Jahrg. XX, XXI: P Abelberg 9, 1. Herr J Wegner 2.10.

Jahrg. XXII—XXVI: Herr J Lunde 3.

Jahrg. XVII: Mrs. M Sillwolb 1.05.

T. H. Jäkel.

Für das Seminar: P Döhler, vom werthen Frauenverein der Gemeinde Ahnapee \$10; P Waldb, Danopfer von Frau R. K. \$5, und für das Reich Gottes von Frau Barz \$1.

T. H. Jäkel.

Witwenkasse. Berichtigung der Quittung im Gemeindeblatt vom 1. Februar: Durch P R Siegler, Weihnachtssoll. \$10.50; durch P H Häse, Coll. \$8.95, und pers. B. \$4; durch P Thurom, Coll. \$10.52, und pers. B. \$4; durch P Lugenheim, von der Gem. Prairiefarm \$1.84, Sumner \$1.51, Sand Creek \$1.90; von P Eidmann, pers. B. \$5; von P Reibel, pers. B. \$4, und von Frau Kiel \$2; von P H Monhardt, pers. B. \$3, und von einem Gemeindegliede 25 Cts.; von P R Siegler, pers. B. \$5.

Johannes Bading.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodabuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

**Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus**

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Dutzend \$3.00.

F. Werner, Agent,
436 Broadway, Milwaukee, Wis.